

In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 42.

Posen, den 12. August 1927.

Nr. 42.

Copyright by Atlantic Verlag, Leipzig.

Krasputin der Wundertäter.

Der Roman eines Abenteurers von Reinhold Eichacker.

18. Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

„Großartig! Fabelhaft! — Krasputin übt seine neueste Rolle. Als Schützer der Frauen. Lackerung als Engel, für nur einen Taler! Bengalisches Licht, — alles wimmert vor Rührung. Und Krasputin pflückt sich das Mädchen zum Frühstück.

Mit einem Satz stand der Russe vor ihm und hielt seinen Arm fest.

„Ich — liebe die Frau!“ schrie er, mit bleichen Lippen. „Ihr wißt nicht, was lieben heißt! Ihr sucht nur Körper, nur Taumel der Sinne. Ich suche die Seele, die meiner verwandt ist. In dieser Frau schlummert mein eigenes Leben. Ich muß sie erwecken. Denn nur ich vermag es!“

„Na — ja!“ machte Ahrenberg zögernd. Der Jüngere hörte es nicht vor Erregung. Er lief durch das Zimmer und blieb wieder stehen. Er war wie von Sinnen.

„Weißt du, was das heißt, daß ich diese Frau liebe? Es heißt, daß mein Leben durch sie einen Zweck hat. Was nützen mir vorher die magischen Kräfte, die ich in mir fühle? Was nützt mir die Macht über andere Menschen, nach der ich stets strebte? Wenn mir eine Frau fehlt, der ich alles schenke. Der ich alle Macht dieser Erde gewinne. — Jetzt weiß ich die Frau, die vom Schicksal bestimmt ist, den ganzen Gewinn meines Lebens zu teilen.“ „Pardon,“ meinte Ahrenberg, sich ruhig setzend — „soviel ich weiß, bin ich dein Partner, nicht Ines. Die Hälfte gehört also mir, — wenn's soweit ist.“

Krasputin drehte sich unwillig ab.

„Wir reden ja nur aneinander vorbei! Schon seit Wochen. Es ist kein Verstehen mehr zwischen uns beiden. Du denkst nur an Geld. Hast du denn keine Ahnung, was in einem Menschen von meiner Art vorgeht? Wie Tausende Fäden mich mit meinem Schicksal und mit meiner Sendung auf Erden verbinden? Was würde aus mir, wenn ich dir weiter folgte? Und nicht meiner inneren Stimme gehorchte? Du schleppst mich vor alberne, idiotische Menschen, die nur Sensation suchen und mich bestaunen, wie irgendein Wunder vom Jahrmart. Pfui Teufel! Mich ekelt das alles! Du schleppst mich zur Börse und nachts in den Spielsaal. Du führst mich zu Weibern, die ich nicht begehre und deren Besitz mich zerstreut und entkräftet. Ich fühle in mir einen Ruf als Messias, und du machst mich immer von neuem zum Gaukler!“

„Mit anderen Worten,“ — rief Ahrenberg wütend — „es geht dir sehr schlecht, wie?“

Der Russe hielt ihm seine nervigen Hände verzweifelt entgegen.

„Nein! Nein! — Doch versteh' mich! Ich bin nicht undankbar. Ich weiß, was du tatest. Doch sollst du mich

nicht zwingen, gegen den Auftrag des Schicksals zu handeln.“

Ahrenberg schnippte gelangweilt die Nägel und strich sich das Beinleid.

„Gott ja, — also mach' doch nur, wenn es dein Ernst ist! Ich weiß wirklich bald nicht mehr, wie man's dir recht macht. Seit einigen Tagen bist du immer reizbar, nervös und verärgert. Ich tue doch alles in deinem Interesse. Nur kannst du mir schließlich doch auch nicht verübeln, daß ich mein Geld nicht für die Kage riskiere. Es muß doch allmählich was dabei heraussehen. Und ich habe niemals geklagt, war zufrieden! Nur du —!“

Von den Zügen des Russen fiel plötzlich die Starre. Er legte den Arm um die Schultern des Freundes.

„Wenn du doch nur in meine Seele hineinschauen könntest!“ stöhnte er auf. „Ich bin ja so wund, so zer-rissen da drinnen! Und weiß keinen Menschen, dem ich beichten könnte, der mich ganz versteht! Oft, wenn ich so einsam des Nachts vor mich träume, ins Dunkel hin-aufstarre — wünsche ich manchmal, ich wäre, wie Ihr wie die anderen Menschen. — Ich werde gepeinigt!“ schrie er wieder verzweifelt — „ich werde gepeinigt von der inneren Stimme, von meiner Begabung, die Zukunft zu sehen. Mein Blut treibt mich weiter, ins Licht, das mich blendet! Ich muß, kann nicht anders. Es ist mein Schicksal!“

Er setzte sich müde.

„Und Ines van Hoogh ist der Zweck meines Lebens. Die Schwester vom Jenseits . . .“ ergänzte er leise, den Blick in der Ferne.

Um Ahrenbergs Mund lief ein mürrisches Zucken. Unschlüssig und hart betrachtete er den Rücken des Russen. Dann tippte er sich auf die eigene Stirn und ging nach der Tür. Kurz vor der Schwelle drehte er um und stand wieder wartend.

„Wenn du die Frau liebst, — na, was zögerst du dann noch? Dann nimm sie dir doch! Wozu hast du die Kräfte? Von mir aus — mit Rußhand!“

Der Russe hob nur seine Rechte und wehrte gequält seinen zynischen Worten.

Da ging Ahrenberg ohne Gruß aus dem Zimmer und schlug dessen Tür ins Schloß, daß es krachte. —

Merz und Matterton lagen die vierte Nacht schon auf der Lauer, ohne daß ihre Erwartung erfüllt worden war. Der Totenkopfeinbrecher ließ sich nicht sehen.

„Das wäre ein Pech, wenn der Kerl nicht mehr käme!“ brach Matterton endlich das lastende Schweigen. Er drehte sich vorsichtig auf der Matratze, die er sich zur Ruhe bereitgelegt hatte.

Von drüben, wo Merz lag, kam nur leises Knurren. Ein einsamer Stern stand im Spiegel des Fensters. Sonst wuchtete Dunkel im schlafenden Zimmer.

„Der gute Mann schläft wohl schon!“ dachte Koff müde und legte den Kopf wieder auf die Matratze. Er kam sich fast lächerlich vor in der Lage, in die ihn der Zufall hineingedrängt hatte. Seit Wochen jagte er schon diesem Kerl nach, der sich seinen Spaß mit dem Totenkopf machte. Er hatte den Schutz einer Frau übernommen und konnte sie nicht mal vor Briefen bewahren.

Von neuem kam ihm der Gedanke, die Sache ganz einfach der Polizei zu übergeben. Er eignete sich offenbar nicht für Aufgaben, wie dieser Fall sie ihm stellte. Und Merz noch viel weniger.

Gähmend griff er nach der Decke hinunter und zog sie sich höher.

„Nein,“ dachte er schließlich — „ich führ' es zu Ende. Ich hab's mal begonnen.“

Sein Jagdinstinkt witterte deutlich die Beute. Im leichten Hindämmern vermischten sich langsam die Bilder des Tages mit seinen Gedanken. Er sah einen Totenkopf, kam in sein Zimmer, bemerkte den Dolch mit dem flatternden Zettel, — dann beugte sich plötzlich der Kopf der Geliebten ins Dunkel hinunter. Er sah Krasputin plaudernd neben ihr sitzen, er fühlte, wie Ahrenberg heimlich ein Zeichen zurückgab, — wohin es ging, konnte er nicht mehr erkennen.

— bumm! — machte es leise. Sein Kopf glitt zur Seite. Rolf Matterton rief sich schlaftrunken die Augen und hörte sekundenlang — nichts. Nur das Knistern und Liden des Holzes an Wänden und Schränken. Von drüben her atmete laut der Inspektor — püff — puh — püff — puh — gleichmäßig, wie durch ein Uhrwerk . . .

Krasputin — Ahrenberg! — Mattertons Träumen kam wieder ins Kreisen. Wie kam er dazu, diese zwei zu verdächtigen und sie in Zusammenhang bringen zu wollen mit einem Verbrechen, das erst ein Versuch war? Nicht mehr als Theater . . . Halt, — da lag die Fährte — es war nur Theater, was Krasputin machte in jeder Gesellschaft . . . das gleiche Theater, wie Totenkopfspielen, um gruseln zu machen, und — „Lächerlich!“ winkten ihm Krasputins Augen, und Ahrenberg lachte ein spöttisches Grinsen. „Verehrter Herr Matterton! Wunderenträtker, — vielleicht sagen Sie uns auch einmal die Gründe, aus denen wir zwei einen Einbruch riskieren! Man macht so etwas schließlich nicht zum Vergnügen!“

Rolf wälzte sich unruhig auf seinem Lager.

„Gründe? — Gründe?“ träumte er lebhaft — „ich weiß nur das Ziel: Fnes und ihr Vermögen. Ich kenne den Weg, den Ihr immer benutzt.“

Er sah in Gedanken das Bild auf der Treppe des hinteren Turmes und schob es beiseite. Er stieg leise schleichend die Stiege nach oben —

„rrvitt!“ Klang es scharrend. — Rolf fuhr in die Höhe. Sein Hirn war mit einem Schläge wach, und sein Ohr horchte lauend ins Dunkel. Ein deutliches Schlürfen war unter dem Boden. Er legte sich platt auf die eichenen Bretter. Es war ihm, als stoße da unten ein Stoß auf . . . dann war wieder Stille —

Rolf wollte Merz rufen, um ihn aufzuwecken, doch hielt ihn die Sorge, selbst hörbar zu werden. Er fühlte — jetzt war seine Stunde gekommen, auf die er gewartet! Er witterte Wild wie der Jäger auf Anstand. Unhörbar hob er sich in kniende Stellung und stützte die kraftvollen Finger zum Sprung auf.

Das Atmen des schlafenden Zimmergenossen durch-Klopfe das Dunkel, als gebe es Antwort dem eigenen Herzschlag. In Matterton war eine fleghafte Freude. Come on! dachte er, nach der Truhe hinstarrend, die stumm wie ein mächtiges Rätsel im Raum stand. Come on, little boy!

Es vergingen Sekunden — 2 — 5 — 7 — 10 — zählte Matterton heimlich — da scharrte es wieder ganz leise von unten — ein zitterndes Klingeln, als schnappe gedämpft eine stählerne Feder . . . dann strich eine Hand durch die innere Truhe . . .

Rolf legte den Browning zurück auf die Decke und öffnete nur seine stahlharten Fäuste. Das Dunkel vor ihm schien sich lautlos zu heben. Der Deckel der Truhe stieg langsam nach oben, und mit ihm hob sich eine schwarze Gestalt aus der Tiefe des Kastens . . .

Im Augenblick schnellte sich Matterton vorwärts. Er schlug seine Hände in irgend ein Etwas, das erst schnell zurückwich und dann plötzlich hochschob, als werde es wütend von unten gestoßen, wie von einer Stange. Dann schloß sich der Boden der Truhe mit Krachen . . .

„Licht! Licht!“ schrie Rolf Matterton. Merz schreckte schlaftraumelnd von seiner Matratze und drehte den Schalter. Das Licht sprang ins Zimmer und leuchtete höhnisch herab auf die Szene . . .

„Zum Teufel!“ rief Matterton — „nur eine Puppe! Ich dachte mir's schon, weil die Sache so leicht war! — Los! Wetter, dem Kerl nach! Er muß noch im Gang sein!“

Er warf die aus Lumpen gefertigte Puppe durch einen Tritt von sich und rückte das Truhenschloß hastig zur Seite. Es knirschte, doch hob sich der Boden der Truhe nicht aufwärts.

„Rattes!“ witterte Merz. „Dieser Kerl hat den Satan! Er fand noch die Zeit, um die Feder zu sprengen. Wir können nicht öffnen —!“

Der andere riß schon die Tür zum Gang auf und hezte zum hinteren Turm hinüber. In riesigen Sähen glitt er am Geländer der Treppe hinunter — jetzt noch eine Biegung des Turms, dann — er stockte . . . Das große Gemälde lag quer auf den Stufen —, die Tür stand weit offen . . .

Merz prallte von oben hart in seinen Rücken und starrte den Gang an, der in der Wand gähnte.

„Entkommen!“ stieß Matterton zwischen den Zähnen. Mit schleppendem Schritt stieg er wieder nach oben. Doch in seinen Augen stand Wille und Drohung.

Krasputin ging wie gehezt durch sein Zimmer. Er ließ alle Lichter des Dürsters aufflammen, doch wurde dadurch seine Stimmung nicht besser. Es litt ihn nicht länger am ruhigen Schreibtisch. Irgend eine Unruhe, deren Grund er nicht kannte, war in ihm und bohrte in Adern und Nerven. Es war ihm, als zeuge das Dunkel da draußen Gefahren für irgend ein Wesen, das er vielleicht selbst war — und doch wieder nicht, denn er fühlte den Drang, diesem Wesen zu helfen.

Unbeweglich stand er im Raum. Im Gesicht einen harrenden, lauschenden Ausdruck — den Kopf vorgeschoben, als warte sein Hirn auf Befehle und Zeichen . . . Durch tausend Fäden fühlte er sich mit der Umwelt verbunden. Es war ihm, als sei er der Mittelpunkt eines konzentrischen Kreislaufs, der sich um ihn drehte. So stand er Sekunden. Die Wanduhr schlug dröhnend elf hallende Töne . . . Als hätten die Schläge ihn Leiblich getroffen, fuhr er jäh zusammen. Ein heftiges Zittern lief durch seinen Körper, dann rannte er aufgeregt nach seinem Schreibtisch und zog das Gefach auf, in dem er das Bild jenes Wesens verwahrte, das fortan sein Ziel war, der Zweck seines Lebens.

„Fnes!“ sagte er laut. „Ich bin bei dir. Hast du mich gerufen?“

Das Bild sah ihn lächelnd und fremd an wie immer. Er strich mit den bebenden Fingern darüber. Das Blut summt aufgeregt in seinen Ohren. Es war wie ein Rauschen aus riesigen Muscheln . . . Die letzte Begegnung mit Fnes stand vor ihm. Er saß neben ihr an der leuchtenden Tafel. Sie plauderten beide wie alte Bekannte, und Fnes erzählte von Gruselgeschichten, die sie in vergangenen Wochen erlebte. Von Totenkopfeinbrechern oder Gespenstern. Und lachte darüber . . .

Krasputins Blick irrte über die Wände zur Standuhr hinüber. Es war ihm, als winkte der Zeiger ihm deutlich, als er leise rückte. — Wie eine Welle flutete Angst über ihn. Es hielt ihn nicht länger im einsamen Zimmer. Er eilte nach Ahrenbergs Räumen hinüber. — Es war alles dunkel. Der Schlafraum stand offen, das Bett unberührt . . . auf dem Tisch lag ein Gläschen von grünlicher Farbe . . .

Der Russe sah unschlüssig auf seine Hände. Dann ging er zur Tür und warf seinen Mantel gehezt um die Schultern. Als werde er von einem Wesen gezogen, das unsichtbar vor ihm als Führer vorausflog, lief er durch das dunkle Gewirr vieler Straßen, die er gar nicht kannte. Steils eiliger hastend — den Blick immer nur nach der einzigen Richtung.

Der Stadtwald lag vor ihm, als eben die Turmuhr zum zwölften Schlag aushob. Ein Windstoß fuhr plötzlich durch schlafende Büsche und bog sie zur Erde. Der Leich lag im Mondschein. Die wiegenden Erden bewegten sich um ihn wie tanzende Faune.

Krasputin rannte quer über den Rasen. Sein Atem ging keuchend. In kaum zehn Minuten durchmaß er den Stadtpark. Er trat in den Lichtschein, lief über den Südpfad und fand sich auf einmal am Ende der Straße, in der Pines wohnte. Er glitt an den Mauern entlang. Wie beruhigt vom Anblick des Hauses ging er nach der anderen Seite hinüber, an welcher der Turm lag. Er bog um die Ecke — und hörte auf einmal vor sich hartes Keuchen, ein heftiges Atmen. Ein Schatten wuchs wie aus dem Boden und rannte ihm gegen die Schulter, daß er an die Wand fiel. Er sah noch die offene Tür des Turmes und drüben den Mann, der ihn angerannt hatte, wie er nach dem Platz lief. Im Augenblick hatte er sich schon besonnen und eilte dem Menschen nach, ohne zu zögern. Krasputin war ein vorzüglicher Läufer. Er griff die Entfernung mit mächtigen Schritten. Der andere vor ihm war stehen geblieben und lauerte rückwärts. Als er jemand kommen sah, rannte er weiter, doch schrumpfte sein Vorsprung ganz deutlich zusammen. Kaum zehn Schritte trennten ihn noch von dem Ruffen, als er in die Büsche des Stadtwaldes tauchte.

Fast ohne zu wissen, was er von ihm wollte, lief Krasputin hinter ihm her, nach dem Parkweg, der flimmernd und einsam ins Mondlicht hineinschnitt. — Noch ehe er wußte, wie alles gekommen, traf ihn von der Seite ein schmerzender Faustschlag. Er sah einen Menschen, der ihn wütend ansprang — und stürzte zu Boden. Mit aller Kraft wehrte er sich mit den Fäusten, doch hielt ihn der andere wuchtend am Boden. Er fühlte den Griff seiner wütenden Hände und schnappte nach Atem. In letztem Bemühen schlug er mit den Beinen. Er traf nur den Rasen.

(Fortsetzung folgt.)

Moderne Mumien.

Aus Moskau kamen dieser Tage Nachrichten von bedenklichen Verfallerscheinungen an der mumifizierten Leiche Demins. Diese Nachrichten beweisen, wie gering doch heutzutage unsere Kenntnisse von der Kunst der Mumifizierung noch sind, die doch bereits die Kulturepochen vergangener Jahrtausende in größter Vollendung ausübte. Vielleicht wußten damals die Mediziner weniger von den Theorien über das Gewebe und seine Zerstörung, aber jedenfalls hatten sie größere Praxis darin, dies Gewebe vor dem völligen Verfall zu bewahren. Heute wissen wir zwar ganz genau, daß alle physiologischen Gewebe in dem Augenblick feinhart werden und unzerstörbar sind, indem man ihnen allen Wassergehalt entzogen, sie völlig getrocknet hat. Aber mit dieser Weisheit allein ist das Problem keineswegs gelöst. Man kann natürlich mit den heutigen wissenschaftlichen Methoden den Geweben des menschlichen Körpers und des Tierkörpers allen Wassergehalt entziehen. Aber damit ist in den meisten Fällen wenig geholfen, da eine völlige Desaminierung, eine Zerstörung der äußeren Formen eintritt. Die Wissenschaft bedarf für ihre Forschungen möglichst naturgetreu erhaltener Präparate. An den völlig zusammengefallenen Präparaten ist ihr nichts gelegen. Darum wählte man in den meisten Fällen bisher eine andere Präpariermethode, nämlich die Aufbewahrung in Spiritus. Im Prinzip erlegt man die Wasserbestandteile des Gewebes durch Spiritus, der dem Fäulnisprozess längere Zeit Widerstand leistet. Diese Methode hat jedoch zwei Nachteile. Erstens tritt meistens eine Verfärbung der in Spiritus konservierten Präparate ein und zweitens befinden sich diese Präparate nun in unhandlichen, die direkte Betrachtung behindernden Glasbehältern.

Die Mitteilung, daß der Wiener Professor Dr. Hochstetter eine Methode erfunden hat, die Konservierung ohne Spiritus vorzunehmen, hat deshalb überall berechtigtes Aufsehen erregt. Vor allem sind es die medizinisch-wissenschaftlichen Kreise, für die das neue Verfahren Bedeutung hat, da es angeblich eine völlig naturgetreue Erhaltung der zu konservierenden Objekte garantiert. Da die Methode in keiner Weise begrenzt ist, so gewinnt das Verfahren auch für die breite Öffentlichkeit an Bedeutung insofern, als es für diejenigen, die die notwendigen Mittel dafür aufwenden können, die Mumifizierung der Leichen teurer Verstorbener ermöglicht wird.

Professor Hochstetter verdrängt ebenfalls das Wasser aus dem Gewebe, ersetzt es aber anstatt durch Spiritus durch flüssiges Paraffin. Wenn nun das Präparat erstarrt und das Paraffin erstarrt, nachdem es die einzelnen Gewebezellen völlig durchdrungen hat, so wird damit auch das ganze Präparat feinhart und besitzt gegenüber den Verwesungsercheinungen eine unbegrenzte Haltbarkeit. Professor Dr. Hochstetter hat bereits eine ganze Reihe praktischer Versuche durchgeführt und eine große Anzahl von Paraffinpräparaten hergestellt. Dabei hat sich gezeigt, daß bei dieser Präparierung selbst die Farben in ihrer natürlichen Nuance erhalten bleiben. Nur die grüne Farbe erfährt infolge der Lichtwirkungen harte Veränderungen und muß deshalb künstlich durch einen Farbzusatz zum flüssigen Benzin erhalten werden.

Prof. Hochstetter hat nicht nur Raubfische und Feueralamander, sondern auch Orang-Utang-Köpfe mit seinem neuen Paraffin-

verfahren mumifiziert. Der eine der Orang-Utang-Köpfe ist bereits vor zwanzig Jahren aus Singapur eingeschickt worden und wurde bisher in Spiritus aufbewahrt. Damit ist der Beweis erbracht, daß auch bereits vorhandene Spirituspräparate noch nach der neuen Methode konserviert werden können.

Besonders interessant ist die Sammlung von Einzelteilen des menschlichen Körpers. So hat Prof. Hochstetter eine ganze Reihe von Gehirnpäparaten geschaffen. Vom winzigen Embryonengehirn bis zum Gehirn erwachsener Menschen. Durch geschickte Injektionen mit gefärbtem Paraffin sind die Schlagadern und Venen verschiedenartig gefärbt, so daß das Präparat aufs deutlichste die Durchblutung der Hirnhemisphären zeigt.

Ganz besonders interessant sind die Präparate des Augapfels, die aufs allergenueste die Konstruktion dieses komplizierten Gewebes erhalten haben. Prof. Hochstetter beabsichtigt, ein eigenes Institut zur Anfertigung solcher Präparate zu gründen und hat sein Verfahren auch in Deutschland als Patent angemeldet. Dr. Oskar Starkenberg.

John Galsworthy.

Zum 60. Geburtstag des Dichters am 14. August 1927.

Von Heinz Berger.

(Nachdruck verboten.)

John Galsworthy, der englische Gesellschaftskritiker, dessen Romane und Dramen seit etwa anderthalb Dezennien in Deutschland überfetzt vorliegen, jedoch erst seit wenigen Jahren Buchhandel und Bühnen beherrschen, ist kein Sohn Londons, sondern Südingländer. Sein Vater war Advokat in Coombe, gab dem Sohn die für den Engländer des höheren Mittelstandes übliche Bildung (zu der das Studium in Oxford gehört) mit auf den Weg, wünschte, daß John ebenfalls Jurist würde, fand damit aber wenig Gegenliebe. Denn schon frühzeitig verspürte John Galsworthy Neigung zu literarischer Betätigung, und mit 26 Jahren begann er — unter Pseudonym allerdings — zu publizieren. Man spürte bald das Eigene seiner Art, und im Jahre 1906 erzielte er in England den ersten großen Erfolg mit dem Roman „Der reiche Mann“, der später der Augenblicklich so sehr geschätzten Romanreihe „Die Forsyte-Saga“ eingegliedert wurde, die soeben mit dem Roman „Der silberne Köffel“ den Abschluß gefunden hat. Das Mittelglied dieser Reihe ist der Roman „Der weiße Affe“ (Verlag Paul Zsolnay, Berlin und Wien). Man hat versucht, diese „Geschichte der Familie Forsyte“ mit Thomas Manns „Buddenbrooks“ zu vergleichen, ein Vergleich, der gar äußerlich bleiben muß, genau so wie die Absicht, in der Schreibweise Galsworthys eine Nachfolgerschaft Charles Dickens' erblicken zu wollen. Man könnte viel eher eine Verwandtschaft mit Thackeray feststellen, dem es ja auch gelang, seiner Zeit spatebarrisch „den Spiegel zu halten“, den „Jahrmarkt der Eitelkeit“ aufzudecken. Das gleiche Ziel verfolgt Galsworthy, der ein kühler Requisiteur aller Erscheinungen der Detabenz ist, ein scharfer Beobachter und Ankläger — und dabei ein Romancier, der es versteht, seinen Stoff spannend, mit Insinuit für das Wirksame vorzutragen. So zeichnet er etwa in „Der silberne Köffel“ uns die Gesellschaft von 1926, die vorurteilsfrei genug ist, das Leben als einen Tanz anzuschauen, den man eben zu Ende tanzen muß. Es ist das Buch der weiblichen Snobs, deren einer mit dem „Silbernen Köffel“ im Munde geboren ist.

Von den übrigen Romanen seien genannt: „Das Herrenhaus“, „Die Weltbrüder“, „Der Patrizier“, „Die dunkle Blume“. Auch einige Novellenbände, Gedicht- und Essaybände liegen vor.

Als Dramatiker erzählte Galsworthy den ersten starken Erfolg mit „Der Zigarettenhaken“, besonders viel gespielt wurde „Gesellschaft“, merkwürdigerweise auch in Deutschland „Sensation“, obwohl sich das Stück eigentlich allzu sehr nur gegen die Sensationslust des englischen Mobs richtet. „Die Flucht“, „Das Fenster“, „Der Familienvater“ sind weitere Stücke, die den europäischen wie amerikanischen Spielplan beherrschen.

John Galsworthy, der Mann der ungeschminkten Wahrheit, lebt in Hampstead, einer nordwestlichen Vorstadt Londons, und — einen großen Teil des Jahres — auf Reisen.

Allerlei Wissen.

Künstliches Radium. Das Radium ist bekanntlich die Entdeckung einer Frau, der berühmten Madame Curie. In ihrem Laboratorium und unter ihrer Leitung arbeitete eine junge Rumänin, Stefania Marazineanu. Dieser jungen Gelehrten ist es jetzt gelungen, mit Hilfe der Sonnenstrahlen, eine Reihe von Metallen radiumaktiv zu machen. Welche praktische Bedeutung diese Entdeckung haben wird, läßt sich im Augenblick noch nicht vorhersagen, da die Zahl der angestellten Versuche noch zu gering ist.

Nachdem Stefania Marazineanu lange Jahre bei Madame Curie gearbeitet hatte, wandte sie sich der Astronomie zu und arbeitete in der Sternwarte von Meudon. Der Direktor dieser Sternwarte, der Professor Deslandres, hatte der jungen Gelehrten ein eigenes Laboratorium eingerichtet und brachte ebenso wie Madame Curie, ihren Forschungen das größte Interesse entgegen. Die Erwartungen, die beide in die Arbeiten der Marazineanu gesetzt haben, sind nicht enttäuscht worden.

Stefania Marazineanu stellte fest, daß bestimmte Metalle, vor allem Wei, radiumaktiv gemacht werden können, wenn sie unter bestimmten Voraussetzungen der Einwirkung von Sonnenstrahlen ausgesetzt werden. So behandelte Metalle zeigen also

dieselbe Eigenschaft, wie das Radium des Uran, des Theorium und ähnlichen radium-aktiven Elementen, d. h. das Blei sendet ununterbrochen Strahlen aus, von denen eine bestimmte Art durch Zinnplatten hindurchgeht und die Eigenschaft der Röntgenstrahlen in gesteigertem Maße aufweist. Wenn auch zugegeben werden muß, daß die Radiumaktivität des auf diese Weise behandelten Bleies nicht sonderlich groß ist, und nur durch ganz besonders feine Elektroskope nachzuweisen ist, so eröffnet doch die Tatsache der Möglichkeit der künstlichen Radiumaktivierung ungeahnte Aussichten. Bekanntlich ist das Radium in einer beständigen Umwandlung und in einem unterbrochenen Zerfallprozeß begriffen, wobei Heliumatome abgefordert werden und sich das Radium schließlich zu einer bleiartigen Masse wandelt. Ein solcher Prozeß dauert ungefähr 1700 Jahre und kann weder beschleunigt, noch verlangsamt werden. Die Energiemengen, die bei diesem Prozeß frei werden, sind ungeheuer. Man kann sie ermessen, wenn man bedenkt, daß die Energiemenge eines Gramm Radiums der Kraft entspricht, die notwendig ist, einen 50000 Tonnen großen Ozeandampfer 30 Meter hoch zu heben.

Die Entdeckung der Rumanin scheint nun den Umwandlungsprozeß in umgekehrter Reihenfolge zu ermöglichen.

Ein tragisches Resultat ergibt die natürlich nur annähernd genaue Statistik der Naturkatastrophen in der ersten Hälfte dieses Jahres. Im Mittelalter wäre eine solche Fülle von Unglücksfällen als Vorzeichen des nahenden Weltuntergangs angesehen worden. Die Serie der Erderstürzungen begann mit dem Erdbeben in Mexiko und Kalifornien. Im Februar folgten die Beben in Dalmatien und Ungarn, die ungeheuren Schäden anrichteten. Sodann im März die Katastrophe in Japan, bei der man 2458 Tote, 4107 Verwundete, 6000 zerstörte und 2000 beschädigte Häuser zählte, und endlich Anfang Juli die Erdstöße in Palästina. Im Februar wütete in Queensland in Australien ein Zyklon, zwei Wochen später ein Wirbelsturm in der Touraine in Frankreich und am schrecklichsten im Anfang März der Zyklon auf Madagaskar, der die ganze Stadt Tamatava zerstörte. Im April und Mai folgten die Stürme in Texas, Missouri und Kansas. Ungeheuer war der Umfang der Ueberschwemmungen. Der des Mississippi fielen 778 Menschen zum Opfer, 3500 wurden verwundet, 365 000 heimat- und obdachlos, der Sachschaden betrug 200 Millionen Dollar. Die furchtbaren Ueberschwemmungen in Sachsen sind dem deutschen Zeitungsleser noch in naher Erinnerung. Man zählte im ganzen 21 Erdbeben, 38 Zyklone und Wirbelstürme, 37 Ueberschwemmungen, 9 Schneestürme und 6 Vulkanausbrüche.

Aus aller Welt.

Königlicher Kindermund. Aus Bukarest wird mitgeteilt, daß der kleine fünfjährige König Michael sein Erstaunen gesteuert habe, seit einigen Tagen von seiner englischen Gouvernante mit „Majestät“ angeredet zu werden. Er fragt sie, ob er denn jetzt einen neuen Namen habe. Und als ihm die Gouvernante seine neue Würde zu erklären versuchte, wurde der kleine Monarch ganz nachdenklich und sagte nach einigem Schweigen: „Aber spielen wird man nicht doch noch lassen, nicht wahr?“

Ein schönes Beispiel gab eine alte Frau aus Lüttich, Madame Jita. Von Jugend auf Fabrikarbeiterin, hatte sie nie Zeit zum Lernen gefunden. Sie mußte ihr Brot verdienen und konnte nicht zur Schule gehen. Das hat die alte Frau, die unter ihrer Unwissenheit litt, mit siebzig Jahren, als sie sich zur Ruhe setzte, nachgeholt. Inmitten von kleinen Kindern lernte sie Lesen und Schreiben und bekam bei der Preisverteilung am Jahresende die üblichen Auszeichnungen. Die Arme voll Bücher, die sie geschenkt bekommen hatte, verließ sie bedächtig zwischen ihren munteren Mitschülern die Schule. Sie hat ihre Preise wohl verdient.

Trauerweide aus St. Helena. Im Jahre 1860 hatte der Präsident der American Geographical Society Charles R. Daly von St. Helena Stecklinge von den Weiden mitgebracht, welche das Grab Napoleons umgeben. In Amerika angepflanzt, gediehen sie zu Bäumchen. Eine dieser Weiden will nun der Historiker Gehler Reynolds aus Albany (Newyork) Frankreich zum Geschenk machen. Er hat den amerikanischen Gesandten in Paris gebeten, sich mit der französischen Regierung über die Anpflanzung dieser Weide zu verständigen. Sie soll in den Gärten des Hotel des Invalides möglichst nahe der Gruft des großen Kaisers ihre Stätte finden.

Ein moderner Heiliger ist Sankt Christoph, der Christophorus, der einst das Jesuskind trug, geworden, er ist der Patron und Behüter der Automobile. Sein Kalendertag, der 26. Juli, ist in St. Christoph-le-Jaiolet, wo er geboren wurde, und im Quartier Javel in Paris, dem Zentrum der Automobilfabrikation, feierlich begangen worden. Eine Reihe Autos wurden vom Merus eingeseigert, und darunter befanden sich auch ein paar niedliche Miniaturwagen, mit kleinen Mädchen und Buben als Chauffeuren.

Uraufführungen in der kommenden Spielzeit. Paul Gurl, der Kleistpreisträger, hat ein neues fünftaktiges Drama „Kaiser Heinrich IV.“ vollendet, das in der kommenden Spielzeit zur Uraufführung gelangen wird. Ebenso wird eine neue dreifaktige Tragödie von Dieckenschmidt „Jerusalajims Königin“ zur Uraufführung kommen. Desgleichen stehen folgende Uraufführungen bevor: Ernst Lissners „Odermann“, Franziska Langers „Millionen“, Adolf

Grabowskys „Der Regen“ und Hans Fritz v. Zvehs „Mandrische Brautfahrt“.

Ein wichtiges Archiv bei den Wiener Unruhen vernichtet. Im Wiener Justizpalast war auch das „Archiv für Inneres und Justiz“ untergebracht, welches aus dem „Archiv der Hofkanzlei“ (1527 bis 1749) hervorgegangen und bis zur Neuzeit fortgeführt war. Die Vernichtung dieses Staatsarchivs bedeutet nach dem „B. f. d. b. V.“ einen für die gesamte Vörsicherung unerlässlichen Verlust.

Tolstoi-Hundertjahrfeier in Russland. Im Zusammenhang mit der 100jährigen Wiederkehr des Geburtstages Tolstois werden verschiedene Neuauflagen seiner Werke auf den Markt kommen, wenn auch die gesammelten Werke nicht mehr rechtzeitig fertig werden dürften. Eine besondere Ausgabe des Buches von Romain Rolland über Tolstoi ist in Vorbereitung. Das Tolstoi-Museum hat eine Reihe wertvoller Manuskripte erhalten, darunter das Original-Manuskript von „Krieg und Frieden“.

Die Märchenerzähler sterben aus. Im Orient ist die Sage der aus den „Arabischen Nächten“ bekannten Märchenerzähler sehr ungünstig geworden, da man auch dort überall die durch Radio übermittelten Neuigkeiten und Geschichten vorzieht. Die Märchenerzähler haben sich zusammengeschlossen, um gegen den Rundfunk anzukämpfen, vor allem, um höhere Gebühren für die Teilnahme an den drahtlosen Erzählungen zu fordern.

Der Ball als Liebesbrief. Im Mittelalter gab es bei den Deutschen einen lustig-poetischen Brauch. Wenn Liebende allzu streng beobachtet wurden, halfen sie sich damit, daß sie ihre Liebesbriefe in die ledernen Bälle, die man beim öffentlichen Ballspiel gebrauchte, hineinsteckten, die Bälle dann wieder zunähten und im Spiele einander zuwarfen. Dem Ball konnte natürlich kein Mensch seinen Inhalt ansehen, und der Zweck war daher vollkommen erreicht. In manchen Liedern aus jener früheren Zeit, so z. B. im Wilhelm von Oesterreich, wird von diesen Bällen erzählt, die sich die verliebten Pärchen zuwarfen als Liebesgruß oder als Boten wichtiger Nachrichten.

Das französische Analphabetentum. Nach einer neuerlichen Statistik können nur fünf Sechstel der französischen Bevölkerung zugleich lesen und schreiben. Die Zahl der völligen Analphabeten beträgt in Frankreich 35 vom Tausend gegen 0,5 vom Tausend in Deutschland und 1 vom Tausend in Schweden und der Schweiz.

5000 Worte auf einer Grammophonplatte. Eine englische Grammophonfabrik hat eine Platte herausgebracht, die auf einer Seite 5000 Worte verständlich wiedergeben soll, so daß man also eine Novelle von 60 000 Worten auf sechs Grammophonplatten sich anhören könnte. Die Platten müssen allerdings elektrisch abgespielt werden mit zwei Radiolampen und einem Lautsprecher.

Fröhliche Ecke.

Gut Sächsisch.

„Können Sie mir sagen, wo in dieser Straße die Hedwigskirche liegt?“

„Die liegt schon hier, aber es is geene Kirche.“

„Erlauben Sie mal, die Hedwigskirche wurde 1488 erbaut und dient seitdem kirchlichen Zwecken.“

„Is schon meechlich.“

„Wie können Sie also sagen, die Hedwigskirche sei keine Kirche?“

„Hab'ch ja gar nich geseacht.“

„Aber freilich, Sie sagten: es ist keine Kirche.“

„Stimmt auch, es is geene Kirche.“

„Und warum, wenn ich fragen darf?“

„Weil an Wochendagen abend geene Kirche is!“

„Ach Sie meinen, es ist heute kein Gottesdienst?“

„Das saach'ch doch alleweile. Es is ebend heide geene Kirche in der Kirche.“

„Nun, das macht nichts, ich will sie mir bloß ansehen.“

„Das hädd'n Se doch gleich saachn genn'n!“

Frau (bei einer Meinungsverschiedenheit sehr energisch zu ihrem Gatten): „Eine innere Stimme sagt mir —“

Mann (einfallend): „Was, um Gottes Willen, eine innere Stimme hast du auch noch?“

Diagnose.

„Schulze sieht in der letzten Zeit so schlecht und elend aus. Woran leidet er eigentlich?“

An der Schlaflosigkeit seiner Frau, an den Nerven seiner Tochter, an der Magenverstimmung seiner Schwiegermutter und am Rheumatismus seines Vaters.“

Der kleine Karl sieht den im Lehnstuhl sitzenden Vater dauernd an.

Vater: „Was schaust du mich fortwährend an?“

Karl: „Vater — du siehst aus wie ein Löwe.“

Vater: „Aber, Karl, du hast doch noch gar keinen Löwen gesehen.“

Karl: „Doch, Vater, an der Ecke bei Schmidts ist immer einer angebunden.“

Vater: „Dummer Junge, das ist doch ein Esel!“

Karl: „Ganz egal, Vater, aber so siehst du aus!“

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Robert Styrä, Poznań.